

Westfälischer Anzeiger.

Freitag, den 17ten October 1806.

Bemerkungen

über Predigerwahlen*).

Die im W. Anz. Nro. 70 aufgestellte, die Predigerwahlen betreffende Frage verdient in mehrerer Hinsicht Berücksichtigung u. zur Untersuchung gebracht zu werden. Einseher dieses findet daher keinen Anstand, ohne weitere Empfehlung der Wichtigkeit solcher Untersuchung dem Publico seine Gedanken hierüber zur Beherzigung und ferneren Entwicklung vorzulegen. Es wird aber für zweckmäßig gehalten, die verschiedenen an noch üblichen Arten von Predigerwahlen, mit kurzen Bemerkungen begleitet, anzugeben, um in das Ganze selbst ein höheres Interesse zu bringen.

Es geschieht die Besetzung einer erledigten Pfarrerstelle entweder auf dem Wege der öffentlichen Prüfung vor der geistlichen Behörde ausschließlich, welchen Weg man den des Concurseus nennt; oder durch Präsentation des zu einer Pfarrerstelle ernennenden Patrons, oder auch durch die freie Wahl der Gemeinde selbst. Was den ersteren Weg — den des Concurseus — betrifft: so scheint derselbe theils an sich selbst, theils der dabei gebräuchlichen Formalitäten wegen die erste Stelle unter

*) Mit nächster Rücksicht auf die Wahlen der d. R.

Westfäl. Anz. 17ter B.

den angegebenen drei Hauptarten zu verdienen. Zudem, nicht zu gedenken, daß die Erfahrung selbst nicht immer sehr günstig für diesen Weg entscheidet, möchte sich in dem Character dieses Verfahrens — wenigstens so, wie es nun einmal angewandt wird, betrachtet — manche Lücke in Absicht der Consequenz desselben, auch manche Unzulänglichkeit in der Anwendung darstellen, sobald man sich nur die eben nicht beschwerliche Mühe geben wollte, in das Innere dieser Verfahrensart einzudringen. Gewöhnlich bestimmen die in einem solchen Concurseus gefertigten Proben arbeiten das Resultat der Wahl. Aber da diese Arbeiten gewöhnlich nur die Frucht eines glücklichen Gedächtnisses, oder ein Beweis gewisser mit der Wesenheit des Pastoralwesens in entfernterer Verbindung stehenden Kenntnisse sind: so liegt's am Tage, wie wenig Gewicht man auf dergleichen Proben legen darf, um nicht zu ungerechten und schädlichen Maßregeln gelehrt zu werden. Die Einwendung von Berücksichtigung des oftmaligen Concurrereus und der Anciennité kann diesen Zweifel nicht heben. Aber, wird man sagen, verfährt man denn nicht auch nach äußeren Proben, die von dem Betragen und den Dienstverrichtungen der sich sistirenden Subjecte gefordert und

berücksichtigt werden? Freylich hat man dadurch in einigen westfälischen Provinzen seit einigen Jahren demjenigen Mangel, der in der Art des Concurses auffallen möchte, ersetzen wollen; aber hat Einsender nicht Ursache, auch die Wirksamkeit dieses Mittels in Zweifel zu ziehen? Oder welche Proben fordert man? Zeugnisse derjenigen Pfarrer, bey denen die Concurrenzen als Gehülfsen dienen. So soll sich also die Inspection über die jüngeren Geistlichen wie auch die Beurtheilung ihrer practischen Befähigung einzig und allein in der Gewalt eines einzigen Mannes, nämlich des Ortspfarrers befinden? Wenn diese an sich selbst schon äußerst gewagte Bestimmung als solche nicht einleuchten will, der bedenke doch, wie wenig das Verhältniß meistens unter einem Dache wohnender Geistlichen die Unpartheylichkeit solches Urtheils erwarten laße, indem allershand mit der Wesenheit des Pastoralwesens auch nicht einmahl in der entferntesten Verbindung stehende Umstände eben so viele Ursachen der Partheylichkeit werden können. Zudem weiß man ja auch, in welcher Verbindung viele Pfarrer mit ihrer Gemeinde stehen, und was solche Männer von denen halten müssen, die es ihnen, so wie in manchen andern Stücken, so in der Kunst, populär zu seyn, zuvorthun, und ihnen denjenigen Rang oder eigentlichen Vorzug streitig machen, den sie, die Pfarrer, mit ihrer Amtsführung nothwendig verbunden zu seyn glauben. Hieraus geht also hervor, daß ein Urtheil und Zeugniß dieser Art nie von dem Verdachte der Einseitigkeit und Partheylichkeit hinlänglich entfernt seyn können.

Auch gegen die Präsentation läßt sich

mit Grunde vieles einwenden, welches den Nachtheil derselben darthut, oder wenigstens den Gebrauch dieses Weges eben nicht von der vortheilhaftesten Seite erscheinen läßt. Der Patron hat gewöhnlich nicht die Einsicht, oder er fühlt den Beruf nicht, seine Wahl mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit zu treffen. Einseitige Empfehlungen, Schmeicheleyen und nicht selten Bestechungen sind hier die gewöhnlichsten Bestimmungsgründe, nach welchen die Ernennung der Subjecte geschieht. Zudem glaubt Einsender mit Recht behaupten zu dürfen, daß der Staat, dem an der Bildung seiner Unterthanen gelegen seyn muß, sich bey dieser Art der Predigerwahl weder beruhigen könne, noch solle, sondern sich vielmehr das höhere Inspectionssrecht über diesen so äußerst wichtigen Gegenstand vorbehalten müsse.

So scheint auch die dritte Art zu wählen der Wichtigkeit dieser Sache nicht zu entsprechen, da das Volk, wegen seiner gewöhnlich sehr eingeschränkten Beurtheilung, auch wegen des gewöhnlich ganzlichen Mangels an denjenigen Hülfsmitteln, die erforderlich sind, um über den Werth eines zur Bekleidung einer Pfarrstelle geeigneten Mannes absprechen zu können, kein kompetenter Richter seyn kann. Eingestanden auch, daß in einer jeden Gemeinde noch immer mehrere Menschen befindlich seyen, denen man nicht alle Beurtheilungskraft absprechen kann, ist dann die Art der Prüfung selbst zu billigen? Sollte wohl z. B. eine Probepredigt, oder auch jeder öffentliche Vortrag einen hinlänglichen Beweis von dem vollen Gehalte eines Predigers abgeben können? Und hiernach wird doch bey dieser Art zu wählen gewöhnlich

biglich verfahren. Zudem werden auch hier oftmahls die sonderbarsten Wege eingeschlagen, um zum Zwecke zu kommen, und die Wirkungen dieser Hülfsmittel sind zu vielfach und traurig, als daß Einsender bey der Schilderung derselben verweilen will. Wie mancher rechtschaffene Prediger muß die ganze Zeit seines Lebens hindurch die traurigen Folgen solcher Nebenbuhlereyen erfahren!

Nachdem auf diese Art das Nachtheilige oder Unzulängliche bey den Predigterwahlen kurz berührt worden, wäre nun die Zeit da, statt des Alten etwas Neues, und statt des Fehlerhaften etwas Vollständiges oder auf das Wenigste etwas Besseres zu geben, damit es nicht schiene, als folgte Einsender einem neueren Gebrauche, der sich mehr mit dem Niederreißen als dem Aufbauen abgibt, und der sich mit einem gewissen Grade von Voreiligkeit ein Geschäft daraus macht, das Vorhandene früher niederzuwerfen, ehe er noch Bedacht darauf nehmen wollte, sich nach etwas Besseren umzusehen. Allein wer fühlt nicht die Schwierigkeit dieser Aufgabe, und wer schaudert nicht bey dem Gedanken an dieses Riesenunternehmen zurück? Vielleicht findet Einsender zu seiner Zeit Gelegenheit, diejenigen Gedanken, womit er sich öfter u. nie ohne Interesse und angenehmes Mühen beschäftigte, über diesen Gegenstand dem Publico in diesen Blättern mitzutheilen, und bittet, vor der Hand mit dem wenigen bereits Gesagten und nachstehenden kurzen Bemerkungen vorlieb zu nehmen. Letztere dürften ihm sodann zur Norm einer weitläufigeren Auseinandersetzung des Gefragten dienen.

Eine gute Predigterwahl setzt nothwen-

dig eine hinlängliche Anzahl guter Prediger voraus, und diese beruht auf solchen zweckmäßigen Anstalten, wodurch der Predigerstand in bessere Aufnahme gebracht wird. Diese Anstalten aber sind vorzüglich das Werk des Staates und der christlichen Gemeinden selbst, und sie müssen dahin gehen, daß sowohl die Achtung als auch das Einkommen dieses Standes denjenigen Grad ersteigen, der den Stand selbst für jedermann annehmlicher macht. Wenn auf diesem Wege für eine gehörige Anzahl angehender Prediger gesorgt ist: so wird von Seiten der dazu beauftragten geistlichen Behörde eine gehörige d. h. eine auf das sittliche Betragen, die geschehene Befähigung und die zur Eigenheit des Predigerstandes erforderliche Anlage gestützte Auswahl ein Leichtes seyn. Aus der Zahl dieser als Adjuncten im Predigtamte oder als Feldprediger, oder sonst einige Jahre erprobter Prediger werden alsdann die Pfarrer herzunehmen seyn; diese Aushebung wird aber das Werk der zu diesem Ende vom Staate bestellten oder zu bestellenden Inspectoren — wozu in jedem Kreise oder Districte jederzeit ein solider und wegen seiner Rechtschaffenheit bekannter Pfarrer zu wählen oder zu ernennen wäre — jedoch unter der beständigen Aufsicht der geistlichen Provinzialbehörde, seyn müssen; wo bey es dennoch jedem Unterprediger, der sich mit Grunde über geschehene Vernachlässigung seiner beschweren, und diese Beschwerde mit hinlänglichen Zeugnissen — sey es von Seiten seines Pfarrers, der Gemeinde oder benachbarter glaubwürdiger Prediger — unterstützen könnte, frey stehen mußte, zur Behörde unbeschadet seines Glückes den Rekurs zu nehmen.

S —

Miscellen.

Angewöhnung von Redensarten.

Nichts ist leichter, als sich bey einem gewissen Grade von Selbstvertrauen u. Selbstgefälligkeit, in der Wichtigkeit des Reichthums und des Alters, oder bey eingeschränkten Kenntnissen und Mangel an Nachdenken — im Kreise seines häuslichen Lebens u. der Conversation, gewisse Redensarten anzugewöhnen, deren man sich sehr oft, und ohne weitere Ueberlegung bedient. Vielleicht sind dadurch manche Sprichwörter entstanden, die ursprünglich nichts anders waren, als angewöhnte Redensarten; irgend eines beliebigen oder wichtigen Mannes, die durch sein Ansehen in einen allgemeinen Umlauf kamen. Mitunter aber hört man in der Conversation nicht selten einzelne Redensarten, die man sich angewöhnt hat, in einer ganz verkehrten und lächerlichen Verbindung; daher es im Ganzen nicht zu rathen ist, sich besondere Ausdrücke und Wörter anzugewöhnen. — Hier einige Beispiele.

Eine alte Dame sagte fast ein Wort um's andere: Es ist mir gleichviel, ob ich lebe oder todt bin. Einst gab sie auf die Frage: wie sie sich befände? die Antwort: „Ach es ist mir einerley, ob ich lebe oder todt bin, wenn ich nur gesund bleibe.“

Eine andere hatte sich die Redensart angewöhnt: Die Natur ist mit wenigem zufrieden. Ein Freund fand sie bey einer Tasse Chocolate und einem Frühstück aus einem Butterbrot und geräuchertem Fleisch bestehend, neben einem warmen Ofen sitzen. Scherzend sagte er: Auf eine solche Weise möchte man hundert Jahr alt werden können. „O ja, erwiederte sie, mit einer Tasse Chocolate und einem But-

terbrot kann ich mich wohl behelfen; die Natur ist mit wenigem zufrieden.“

Ein gewisser Fuhrmann fuhr mit einem Paar alten Pferden in einem elenden Wägen auf einem schlechten Wege und beklagte sie mit den Worten: „Ach die armen Thiere, das wird ihnen nicht in den Kleidern sitzen bleiben.“

Mit einem Bauer stand ich bey einem kranken Pferde desselben. „Wie geht's euerm Wallach jetzt?“ fragte ich, da ich am vorigen Tage auch vorbeigekommen war. „Ach, sagte er, er leidet sehr; ich wünschte, daß der liebe Gott ihn nur zu sich nehmen möchte!“

Ein gewisser Herr kaufte sich eine Begräbnisstätte. Einst sprach er mit seiner Familie davon und sagte: „Es soll keine lebendige Seele hinein, als ich.“

Zwey alte Schwestern sagten immer: So Gott will und wir leben. Sie sahen einmahl eine gute Freundin im Sarge. Eine sagte zu der andern: „Ach Schwester, so Gott will und wir leben, liegen wir auch einst im Sarg!“

*
„Sermones fideles.“

Der in No. 61. unseres B. Anz. gerügte seltsame Schlendrian u. Gebrauch, die Befingung der Leichen — erlischt auch noch bey uns, und Einsendern wird bey stürmisch regnerischer Witterung nicht selten sein schwarzer Mantel dergestalt durchnäßt, daß er denselben kaum mehr zu tragen vermag. Hingegen läßt bekanntlich die schwarze Farbe bey entgegengesetzter Witterung die Sonnenstrahlen stärker durchfallen, so daß solche bey diesem umgekehrten Falle ihm den Schweiß treibt, der auf'm Leichenwege dann wie

Spühlwasser über die ganze Haut herunter; in der kühlen Kirche aber nachher wie zu Eis wird, und eine Empfindung zurückläßt, als wäre der Körper von oben bis unten mit Schnee belegt.

Im erstern Falle bläst öfters der scharfe Ostwind *) den Sängern so in die Kehle, daß hie und da diese Individuen ihre liebe Last haben, die Trauerstropfen aneinander zu reihen, um nicht durch dergleichen unwillkürliche Pausen sich irre machen zu lassen, und den zerbrechlichen Faden des Gesanges zu verlieren.

Im andern Falle aber macht das stete Abtrocknen des Schweißes und die allgemeine Müdigkeit der Sänger dieselben Pausen nothwendig, und beyde verursachen in der — ohnehin oft sehr ungeeigneten — Melodie ein Getöse, das im höchsten Grade das musikalische Gehör beleidigen muß.

Kurz, es ist ein Gebrauch, der unverkennbar das Gepräge des Unanständigen und Nachttheiligen an sich trägt, — den kein Aufgeklärter und Gebildeter, weder Catholik noch Protestant, im Grunde billigen kann. Gewiß, wer ihm das Wort spricht, hegt ein Vorurtheil, das unkreitig in die dunkelste Vorzeit zurückzuweisen ist.

Auf's Beste genommen, könnte man das allenfalls passiren lassen, daß am stillen Abend bey'm Grabe oder im Trauerhause bey'm Sarge, entweder von dem Herrn Prediger eine kurze Grabrede gehalten; oder auch von geschickten Sängern eine — dem bermaligen Trauerfalle angemessene — Ode ganz sanft und douse ohne alles Geräusch u. Gepränge abgefungen würde.

*) Dem größten Theile unseres Kirchspiels liegt der neue Kirchhof ost- und nordostwärts.

Daß aber am hellen Tage vor der Leiche her von einer Schwadron gemischter Säger über Felder, Landstraßen u. Gassen aus vollen Kehlen geschrien wird, läßt — bey'm Lichte gesehen — wahrhaftig lächerlich! Oft habe ich dabey — ich kann's nicht läugnen — mich vor Menschen von Bildung und feinem Geschmacke geschämt; ungeachtet mich freylich Beruf und Pflicht auffordern, dies sonderbare Ceremoniell zuweilen zu verrichten.

Dieser Gebrauch, der, wie gesagt, für jeden vernünftigen Christen an sich schon unanständig ist, wird bey uns durch einen Umstand, den ich hier zu erwähnen für nöthig achte — vollends entwehrt. — Außer dem in jenem Aufsätze gerügten Brauntwein trinken ist es gar nichts seltenes, nämlich: daß verschiedene der Kirchspielsänger sich dabey mitunter ein Pfeisichen Tabak wohl schmecken lassen, und rauchen, daß die Dampfwolken sich ordentlich auf den Leichenzug lagern. Neulich rauchte ein solcher Camerad auf'm Todtenacker noch. Es sind Thatsachen!

Das Nachttheilige dieses Gebrauchs kann, sich ein jeder leicht denken, wenn er — alles andre übergangen — nur den enormen Zeitverlust erwägt. Es geht doch, auf's Beste genommen, dabey für jeden Handwerker und Geschäftsmann, der diesem Zuge beywohnt, allemahl ein halber Tag verloren.

Einsender mag's selbst den Nachmittag, durch seinen getreuen Mitbelfer mit seiner Schale befehlen, wie er will: so ist wenigstens für die größeren Schüler, welche als Säger mitgehen, gleichfalls die Zeit dieses halben Tages so gut als ganz verloren. — Wie oft hat er daher geseufzt:

Wann einft wirft du doch von diesem miserabeln Ceremoniell erlöst werden! Was wäre hievon nicht noch zu sagen! — — —

Doch unsre verehrungswürdige Schulcommission in Düsseldorf eröffnet uns Schullehrern gegenwärtig ja eine Ansicht, die auch in diesem Punkte das Beste erwarten läßt.

Vielleicht wäre bey uns dieses Beerdigungsceremoniell*) — des Schreyens über die Gassen schon längst eingegangen, wenn's nicht mit dem stillen Beerdigen am Abend — wobey gar nichts vorfällt — allzusehr contrastirte.

Der Verfasser jenes Aufsatzes wollte nun auch noch gern wissen, wovon sich dieser sonderbare Gebrauch herschriebe, und was er ursprünglich wohl für eine Bedeutung gehabt habe?

Um das Nähmliche frug ich mehrmahl: aber nie erhielt ich eine befriedigende Antwort darüber. Am wahrscheinlichsten ist mir noch immer das gewesen, was einst ein alter — in der Geschichte ziemlich bewandter Colleague hierüber äußerte: „Ich halte dafür, daß dieses Pöppengeplärre noch immer das nähmliche ist, und tendirt, was die Evangelisten Pfeiffer und Getümmel des Volks nennen, — welches der große Mann von Nazareth — bey Gelegenheit der Wiederbelebung einer Scheintodten — bekanntlich herausrubte.“ Unstreitig würden wir das nähmliche Schicksal bey wahren Todten haben, wenn

*) Man nennt's die letzte Ehre. Und das mit Recht: denn nachher macht man so wenig aus den Todten, daß man ohne allen Anstand frey und frank mit Pferd u. Karre über den alten Kirchhof fährt! —

jener Herr wieder persönlich bey dem Lärm zugegen wäre.

Da nun der Westf. Anz. sowohl von Hohen als Niedern im deutschen Publicum gelesen wird: so sind meines Erachtens dergleichen Aufsätze und Anfragen in demselben höchstinteressant. Denn, könnte er nicht auch hier ein sehr willkommenes Mittel zur wohlthätigen Abschaffung solcher veralteten Gebräuche seyn? Hat er uns doch — Gottlob! in manchen andern Fällen hievon mehrere in die Augen springende, vortheilhafte Beispiele geliefert!

Man darf's diesem zufolge dem Herrn Redacteur gar nicht übel nehmen, wenn er sich der vernünftigen Freyheit bedient, minderwichtige Einsendungen ohne alles Bedenken zu beseitigen, und nur diese — deren Erfolg gewiß von nicht geringer Bedeutung ist — dagegen die Stelle einnehmen zu lassen.

XVIII.

VII — 6.

Das Unbinden.

„Diese Sitte,“ heißt es in der Abendzeitung: „schreibt sich, wie so viele andere, die jetzt zur bloßen, nichtsagenden, Ceremonie geworden sind, aus dem grauen Alterthum her. Es war schon zu Herodots Zeiten (400 Jahr vor Chr. Geburt) gewöhnlich, daß man dasjenige Wesen, dessen Beystand und Hülfe man wünschte, durch ein Band mit sich vereinigte. Selbst die Statuen der Götter und ihre Tempel pflegte man anzubinden. Die Epheser z. B. (im 6ten Jahrhundert vor Chr. G.), von Krösus belagert, verbanden den Tempel ihrer Schutzgöttin Athene durch ein Seil mit der Stadtmauer.“ Eben so banden die Tyrer, gegen die Mittere

des 4ten Jahrhunderts vor Chr. G. von Alexander belagert, die Bildsäulen ihrer Götter auf dem Markt; und im hohen Liebe, wie es unsre Vorfahren nannten, im Buch der Minne, wird zur Eulamith gesagt: Wir bieten goldne Angehänge dir.

Einnvoll deutet das Anbinden auf den gefühlten Werth jener Verbindungen, die unerschöpflich im Hervorzaubern schöner Genüsse, ein Gewebe sind, oder seyn könnten, von Freuden, die von Herzen zu Herzen gehn, und den Menschen in sich volkenden, — auf den Werth echter Freundschaft und Liebe; und nicht minder auch auf die Abhängigkeit des Menschen vom Geschick, daß den Glücklichen, denen Hoffnung Kränze von Myrthen um die Schläfe windet, statt ihrer oft einen — Cyprisenkranz deut. Dich mir zu erhalten, so sagt man gleichsam durch Angebinde, Dich mir zu erhalten, fleh' ich die Gottheit an; Du bist Freude mir und Hilfe, Schatz u. Trost, unentbehrlich meiner Seele, meinem Herzen, meiner Ruhe, meinem Glück; meinem Leben und Wirken wohlthätiger Geniuss. Schone, o „schone lang Dein der Tod!“ Und auch ich will thun, was ich vermag, Dich, Dein Leben, Deine Freundschaft, Deine Liebe mir zu bewahren, ihrer werth stets zu seyn; u. dgl.

Und Du, zu dem im Angebinde Seele und Herz so rührend spricht, der Du verstehst, fühlst diese Rede ohne Wort, wirst nicht auch Du dadurch zu gleichem Wunsche, zu gleichem Streben für die, welche Lieb' und Freundschaft dir elnten, angelegt und aufs neu' befeuert werden?

Menschlichkeit gegen Thiere.
Nach der Justiz- u. Policey-Zama 1806 No. 18.
Die Sanftmuth, welche die Engländer

gegen ihre Hunde und Pferde bezeugen, ist bekannt. Aber man hat auch in England ein Gesetz, das wohl nicht in irgend einem andern Coder unsers Welttheils zu finden ist. Diejenigen, welche ihre Thiere über deren Kräfte zu schweren Arbeiten, zum Tragen und Laufen, anstrengen, mit Schlägen martern, Mangel an holsängsthem Futter leiden lassen, unordentlich warten, überhaupt unbarbarisch behandeln; können angeklagt werden; und öfters geschehen solche Anklagen. Der Schuldigers fundene wird ohne Nachsicht bestraft mit 5 Schilling (1 Thaler 45 Stüber), 10 Schilling (3 Thlr. 30 Stbr.), auch mehr nach dem Ausprache der Magistratspersonen und Friedensrichter, die hierin nach Beschaffenheit der Umstände verfahren.

Es ist der Menschheit würdig, und Pflicht des Menschen, nicht gegen die Thiere (denn sie sind keine geistige, der Stillschkeit fähige Wesen), sondern in Beziehung auf Gott und sich selbst, die Thiere als Mitgeschöpfe Gottes, die auch ihres Lebens froh werden sollen, und als schätzbares und dankenswerthe Werkzeuge u. Mittel zu unserm Bedürfnis zu behandeln; hart aber und grausam gegen das Schwache, Abhängige, Unterworfene, gegen das seyn, was sich leidend verhalten muß, ist unmenschlich, teuflisch. — Auch entstehen ja eine Menge Krankheiten der Thiere durch Verschulung ihrer Eigenthümer.

Woher der Name Sonntag?

Die alten Kirchenlehrer verglichen Jesum mit der Sonne, nannten ihn die Sonne der Gerechtigkeit, die Sonne im Reiche der Geister, das moralische Licht

der Welt, welches den Tag und das wahre Leben der Geister hinaufführe (Job. 8, 12. u. a.). Daher Sonntag der Tag der feierlicher gemeinschaftlicher Erinnerung u. Erbauung an der Lehre und dem Beispiel Jesu, der Schöpfungstag der Pflicht u. Religionsbekenntniß und des tugendhaften religiösen Lebens aller Christen. Daher heißt er auch des Herren Tag, dies dominica, *ημερα κυριακη*, (Offend. 1, 10.) *). In gleicher Beziehung u. Bedeutung — wiewohl freilich zunächst, weil das Abendmahl bald gewöhnlich nur am Sonntage gehalten wurde — nannte man ihn auch dies panis, der Tag des Brotes, der Tag, wo vorzüglich Seele und Herz gespeiset werden, die Bedürfnisse der höheren Menschennatur ihre Befriedigung erhalten (Job. 4, 10, 14. 6, 35, 48 u. f.). In Deutschland hieß er auch früherhin Frontag, vom altheutschen Worte *fron* **), d. i.

*) Daher auch Dom, eine bloße Abkürzung von dominica sc. aedes, Gebäude des Herrn, Herrentempel, großer Tempel.

**) Schilteri glossar. pag. 198 et 331. Haltius calendar. german. Lips. 1729. p. 105: enim vero in veteri lingua germanica „Fron“ sive „Fron“ sanctum, excellens significat, ut patet ex antiqua versione germanica ap. Eccard. T. I. script. p. 972. „Das spere, dar her an den vronen Cruz mede doch syne gebenedyde syde gestochen ward.“ Hospin. de festis christ. fol. 77. sagt nach Haltius von dem Worte Fron: „denn Fron, ein altheutsches Wort, nichts anders heutiges Tages heißt, dean herlich, fürnehm, löblich.“ Daher man auch in den hohen Gestirnen u. Kirchen den fürnehmsten Altar Fronaltar nennt.“ Daher auch Fronleichnam von dem Papst Urban IV. 1260. nachdrücklich empfohlen, wiewohl erst später allgemein eingeführt. Tallaues de objecto cultus religiosi Latin. p. 276. Lambertini de festis. L. I. c. 13. Fabricii bibliogr. antiq. p. 674. Henke & A. G. Kämpfe homilet. Handb.

der heilige, ehrwürdige, vornehme, herrliche, edle, „königliche“ Tag, der Festtag des Adels und der Würde der Menschheit.

Nach, wie wenig ist er jetzt, was seine Rühme sagt! —

Todesanzeige.

Meinen sehr verehrten auswärtigen Verwandten und Freunden mache ich hiemit bekannt, daß meine gute, liebe Frau, Sara Maria, geborne Bertram, gestern Abend gegen 8 Uhr, im 45 Jahre ihres Lebens, an den Folgen einer heftigen Nervenkrankheit sanft und ruhig gestorben ist. Ich bin von Ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen mich überzeugt, daß Sie es mit mir fühlen, wie hart und traurig dieser frühe Verlust für mich und meine 3 Kinder ist; und es bedarf darüber keiner förmlichen Versicherungen.

Schwelm den 9ten Oct. 1806.

Job. Adolph Hülsenbeck.

Heirathsanzeige.

Unsere heute vollzogene eheliche Verbindung machen wir unsern geschätzten Freunden hiemit bekannt, und empfehlen uns ihrem ferneren Wohlwollen.

Dortmund den 12ten Oct. 1806.

H. A. Meininghaus.

D. Meininghaus,

verwitwete Hülsmann,
geb. Maunackrodt.

Bekanntmachung

Da die auf den 28ten Oct. d. J. ausgeschriebene Versteigerung der Erbpacht auf die Arnsterger Mehl- und Schneid-Mühle eingetretener Hindernisse wegen nicht vorgenommen wird: so wird dieses zur Nachricht des Publicums hiemit bekannt gemacht.

Arnberg am 5ten October 1806.

Großherzoglich Hessische Rentey
daselbst.

Schulz.

Marktpreise.

in Berliner Scheffeln und Berl. Courant.

Herbste den 13ten October 1806.

Weizen	• • • • •	3 Rtlr. 14 Gr.
	(3 — 2 —	
Roggen	• • • • •	(2 — 23 —
	(2 — 20 —	
Gerste	• • • • •	1 — 22 —
Hafer	• • • • •	1 — 3 —